

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 18.

Posen, den 2. Mai.

1880.

Verlorenes Spiel.

Unverlauteter Nachdruck untersagt.

Novellette von Theodor Küster.

„Ich melde mich unterthänigst zurück, gnädigste Gräfin.“
„O das ist schön, daß Sie wieder da sind, mein theurer Freund und edler Ritter, denn wir haben Sie sehr vermisst!“

Huldreich, wie eine Königin ihrem Vasallen, reichte die Gräfin dem Zurückgekehrten ihre schöne Hand, doch ein neckisches Lächeln umschwebte den feingeschnittenen kleinen Mund, als Jener mit hoher Verehrung einen langen Kuß auf die feinen Finger drückte.

„Noch immer der alte, treue Freund?“

„Sie wissen am besten, Frau Gräfin, daß meine Freundschaft nur dann erlöschen wird, wenn sie der tiefsten, leidenschaftlichsten Liebe“

„Schön gut!“ lachte die schöne Frau, „ich weiß es ja, was Sie sagen wollen; doch das ist gegen die Verabredung: Sie wissen, daß es — um so zu sprechen — meiner ausdrücklichen Erlaubniß bedarf, und grade jetzt darf ich diese Ihnen nicht geben, Herr von Seehausen.“

Die Gräfin war ernst geworden; sie suchte dem fragenden Blick auszuweichen, der auf ihr ruhte. Sie schien ihrem Besucher eine Mittheilung machen zu wollen, aber es schien auch, als ob dies ihr schwer werde. Sie kämpfte sichtlich. Eine Pause trat ein, welche Herr von Seehausen nicht zu unterbrechen wagte. Doch endlich sagte sie plötzlich, schnell:

„Ich werde mich verheirathen, Herr von Seehausen!“ —

Er schrak leicht zusammen; doch bald lächelte er wieder — überlegen, wie es schien:

„Das ist aber auch gegen die Abrede! — Sie wollten ja — nie wieder heirathen, gnädigste Gräfin! — Haben Sie so rasch unsern Pakt vergessen, so halte auch ich mich nicht mehr allein an die Freundschaft gebunden, welche ich für Sie empfinde — so II, und“

„Nein, mein Freund, es handelt sich nicht um ein leeres Wort, es ist voller Ernst vielmehr, was ich Ihnen sagte.“

Sie sprach auch in der That ganz ernst und wiegte dabei das schöne Köpfchen hin und her.

Gräfin Lodoiska Gleichenstein zählte erst 23 Jahre. Sie war eine feine, graziose Gestalt, ihre polnische Abkunft unverkennbar trotz des deutschen Familiennamens, den sie trug. Die feurigen, dunklen Augen, das glänzende, üppige, schwarze Haar, der Teint mit dem etwas dunkeln, doch reinen Kolorit, verriethen die Slavin; die wunderbar feingeschnittenen Züge machten sie zur pikantesten Schönheit.

Aus einem polnischen Fürstenhause, aus wahrhaft fürstlicher Familie stammend, hatte sie fast ihre ganze Jugend in Deutschland verlebt und ward mit 18 Jahren dem Grafen Gleichenstein vermählt. Die Ehe der Prinzessin Lodoiska Broinska mit dem reichs-unmittelbaren, den Titel „Erlaucht“ führenden Grafen Gleichenstein war eine zwar kurze, aber friedliche und glückliche gewesen. Als 19jährige Wittve ließ der Graf sie mit einem enormen Vermögen zurück; ein verhängnisvoller Sturz vom Pferde auf der Jagd hatte die kurze, kaum einjährige Ehe beendet, doch die Hausgesetze der gräflichen Familie hatten es ihrem Chef möglich gemacht, seiner Wittve den Vollgenuß des immensen Vermögens zu sichern; zudem fehlte es an berechtigten Agnaten.

Unabhängig, reich, geistvoll und schön, war die junge Gräfin bald der Mittelpunkt aller Gesellschaften in den hohen Kreisen geworden; sie ward umschwärmt von Verehrern, welche ebenso durch ihre Jugend und Schönheit wie durch den Ruf ihres großen und

frei verfügbaren Reichthums angezogen wurden. Sie war indessen klug genug, um zu wissen, daß ihr Reichthum vorzugsweise der Magnet war, welcher diese Schmetterlinge zur Flamme hinstog, und obgleich ihres Werthes sich vollkommen bewußt, zweifelte sie doch nicht an den egoistischen Motiven der Mehrzahl ihrer zahlreichen Verehrer und Bewunderer.

Unter den Wenigen, denen sie lautere Beweggründe zutraute, nahm Herr von Seehausen den ersten Platz ein. Lodoiska hatte schon als junge Pensionärin mit Leonore von Seehausen, der Schwester ihres nunmehrigen Freundes, innige Bande geknüpft; Beide befanden sich zu gleicher Zeit in dem hocharistokratischen Pensionat zu D. Dann hatte Monate hindurch Leonore von Seehausen ihre polnische Freundin auf Reisen begleitet oder die Wintermonate mit ihr in der prächtigen Residenz D. zugebracht. Die schöne, sanfte Leonore hatte sich dann auch verheirathet und lebte mit ihrem Gatten zurückgezogen auf dessen Stammschloß, ganz im Glück einer jungen, gegenseitiger Neigung entsprossenen Ehe. Lodoiska hatte als halberwachsenes Mädchen den um zehn Jahre älteren Bruder Leonore's kennen gelernt, als sie einmal die Ferien bei den Eltern ihrer Freundin zubrachte. Er hatte das übermüthige kleine Mädchen kaum beachtet und ihre Neckereien sich stillschweigend gefallen lassen. Leopold von Seehausen hatte dann Jahre hindurch im Auslande gelebt, hauptsächlich in Paris. Als er nach Deutschland zurückkehrte, sah er Lodoiska als junge Wittwe wieder.

Seehausen hatte sich trotz seines langen Aufenthalts in der französischen Hauptstadt eine offene, edle Natur bewahrt; zwar hatte er von all' den Genüssen, welche Paris bietet, gekostet, doch hatte der gute deutsche Kern, der in ihm steckte, ihn vor jedem Uebermaß bewahrt, so daß er nun als angehender Dreißiger, wenn auch grade nicht mit stolzer Befriedigung, so doch keineswegs mit Bedauern auf seine Vergangenheit zurückblicken konnte. Er war der Erbe eines bedeutenden Güterbesitzes in Schlessien; ehe er diesen antrat und sich ganz der Landwirtschaft widmete, wollte er noch einen Winter in der Residenz zubringen. Seinen Gütern stand seit dem vor wenigen Jahren erfolgten Tode des Vaters ein bewährter Wirtschafts-Inspektor vor.

Leopold von Seehausen erkannte bald die Vorzüge der jungen, schönen Wittve; ihr kluges, zurückhaltendes Wesen, die geistvolle Art und Weise, wie sie ihre zahlreichen Bewerber in einer gewissen Unnahbarkeit zu halten verstand, ohne je Anlaß zu geben, für eine Kokette gehalten zu werden, ließen ihn das junge, weltgewandte Weib bewundern. In ihren Salons verkehrte er am häufigsten und in der Gesellschaft begann man schon von dem glücklichen Bewerber der reichen und schönen Polin zu sprechen und ihn zu beneiden.

Seehausen liebte die Gräfin — liebte in ihr das schöne, geistvolle Weib; ihr Reichthum war ihm Nebensache, denn er selbst besaß weit mehr als nöthig war, um sein Haus standesgemäß nicht allein, sondern noch darüber hinaus erhalten zu können. Er hatte Lodoiska von seiner Liebe gesprochen und um die ihre gewonnen, doch offen, freimüthig hatte sie ihm gesagt, daß sie nicht die Absicht habe, sich je wieder zu vermählen. Sie machte ihm kein Fehl daraus, daß sie ihn sehr schätze — höher, als alle die Andern. Sie bat ihn um seine Freundschaft, um offene, selbstlose Freundschaft, und bot ihm die ihrige an. Und sie wußte so altklug und vernünftig zu philosophiren, verstand es so gut, ihm begreiflich zu

machen, wie schön eine wirkliche Freundschaft zwischen einem geistig hochstehenden Manne und einer in dieser Hinsicht ihm ebenbürtigen Frau sei, daß er — wenn auch keineswegs vollständig überzeugt — doch sich ihrem Verlangen fügte. Er hoffte inzwischen Alles von der Zeit, welche — so dachte er — auch Lodoiska eines Besseren belehren werde.

Wichtige, seine persönliche Anwesenheit erheischende Geschäfte hatten den Gutsherrn nach der Heimat gerufen; von dort soeben zurückgekehrt, eilte er, seine „Freundin“ zu begrüßen. Sein Erstaunen, die Gräfin so wie geschwiegen zu hören, war nach alledem wohl gerechtfertigt. Ernst hatte er ihr zugehört, als sie ihm jene so unerwartete Enthüllung gemacht; ernsther noch lautete er jetzt ihren Worten, als sie in ihrer bewußten, klaren Weise ihm auseinanderzusetzen begann, warum und mit wem sie sich vermählen werde — müsse. Sie sprach in der That zu ihm wie ein Freund zum andern, sie dachte nicht daran, wie sie ihn verletzen müsse — ihn, dessen allein als aufrichtig von ihr erkannte Liebe sie zurückgewiesen und in „Freundschaft“ zu verwandeln getrachtet hatte.

„Bürnen Sie mir nicht, Herr von Seehausen: was kann ich anders thun? — Diese entsetzliche Verantwortlichkeit, welche auf mir ruht, alle die ausgedehnten Güter der Familie ständig unter meiner Kontrolle zu halten, wird zu groß, meine Kräfte ermatten unter der für eine schwache Frau unnatürlichen Aufgabe. Fortwährend werde ich vor Betrug und Unterschleif gewarnt und mein guter alter Onkel hat mir schon mindestens ein Duzend Briefe geschrieben, um mich von der Nothwendigkeit meiner Wiederverheirathung zu überzeugen. Er ist alt und leidend und möchte noch vor seinem Tode die reichen Familien-Bestimmungen der Broinski in sicherer Hand wissen. Nun hat er seinen Sohn, meinen Vetter Kasimir, geschickt und mir den Wunsch ausgedrückt, diesem meine Hand zu reichen und ihn zum Herrn der Güter zu machen. Kasimir ist ein eleganter Weltmann, sein Charakter wurde mir stets von allen unsern Verwandten gerühmt. Ich lernte ihn erst jetzt, hier kennen, da er seit einer Reihe von Jahren ständig im Auslande — in Frankreich und Italien — gelebt hat. Ich wünsche ihn noch näher kennen zu lernen, ehe ich mich endgiltig entscheide. Der Eindruck, den er bis jetzt auf mich gemacht hat, ist ein günstiger und ich glaube, wir würden gewiß ein recht ruhiges Leben mit einander führen können. Er wird viel auf Reisen sein, ich werde mich vorzugsweise hier aufhalten und zweifle nicht, daß wir uns über unsere gegenseitige Lebensweise leicht verständigen würden. Es wird eben eine Heirath, wie es deren so viele giebt, geschlossen durch beiderseitiges Interesse; Liebe, denke ich, beanspruchen wir Beide nicht. — Doch Sie blicken ja so ernsthaft, Herr von Seehausen? — Nehmen Sie es doch nicht so tragisch auf, was ich Ihnen da erzählt habe: wir bleiben ja doch die alten Freunde — nicht wahr?“

Sie reichte ihm die kleine Hand und ihre dunkeln, glänzenden Augen ruhten so bittend auf seinem Gesicht, daß er nur lächelnd den Kopf schütteln konnte.

„Ich überlegte eben“, erwiderte Seehausen nach kurzer Pause, „ob ich Ihnen, Frau Gräfin, ehrlich zu der projektirten Verbindung gratuliren könnte . . .“

Ihre Lippen kräuselten sich leicht und wie fragend blickte sie zu ihm hinüber.

„Soll ich als Ihr wahrer Freund Ihnen offen meine Meinung sagen?“ fragte er.

„Ich erwarte nichts Geringeres von einem Freunde, Herr von Seehausen; bitte, seien Sie ebenso offen wie ich es selbst war.“

„Nun denn, Frau Gräfin, Sie sind ein thörichtes Kind! — Glauben Sie denn, daß ein solches Leben Ihnen auf die Dauer erträglich sein wird? — Es ist ja unmöglich — ebenso unmöglich auch, daß ich Ihr „Freund“ bleiben kann! — Nein, Lodoiska,

Sie sind zu jung und Ihre Ansprüche an Leben und Glück sind noch zu unerfüllt, um so ruhig, so philosophirend zu argumentiren. Gesehen Sie es nur: Sie lieben Ihren Vetter und — deshalb werden Sie ihm Ihre Hand reichen und . . .“

„Ungläubiger!“ rief die Gräfin, ihn unterbrechend. „Doch sehen Sie, da kommt er eben!“

Wenige Augenblicke später meldete ein Diener den Herrn Fürsten Broinski.

Dieser war unleugbar ein schöner Mann. Schlank, wohlgebildet, mit vollem schwarzem Haar und gleichem Vollbart, elegant in seiner ganzen Erscheinung; nur seine Augen hatten ein unheimliches Glänzen und die scharfgeschnittenen Buge trugen den Stempel eines schnellen, rasch genossenen Lebens, an welchem dessen Stürme nicht vergeblich gerüttelt hatten.

Ein Blick Seehausen's sagte diesem, daß der Fürst ein Mann sei, welcher den Frauen gefährlich werden konnte. Mit echt weltmännischer Sicherheit trat er seiner Cousine entgegen und führte deren Hand an seine Rippen; dann erst ließ er sich durch Lodoiska mit Seehausen bekannt machen, gegen den er sich ersichtlich mißgestimmt verbeugte.

Einen Augenblick ruhten die Blicke der beiden Männer auf einander wie fragend, während sie die gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen austauschten. Seehausen verfolgte zerstreut nur noch das Gespräch, immer wieder mußte er das Gesicht des Fürsten ansehen — eines jener Gesichter, welche man, einmal gesehen, so leicht nicht wieder vergiebt. Daß er diesem Manne früher schon begegnet, ward ihm immer klarer; doch wo? — Vergebens mühte er sich ab, sein sonst so gutes Gedächtniß sich auch jetzt dienbar zu machen: es wollte ihm einstweilen nicht gelingen. Und doch — der eigenthümlich-fremdartige, polnische Accent, mit welchem der Fürst sprach, schloß jeden Zweifel darüber aus, daß er ihm nicht zum ersten Mal begegne. Trotz seiner evident aristokratischen Umgangsformen und seines sichern Auftretens machte der Vetter der Gräfin einen unangenehmen Eindruck auf Seehausen. Dies entging auch dem scharfen Auge der Gräfin nicht, doch mußte sie es ja für ein aus Eifersucht entspringendes Vorurtheil halten.

Früher als gewöhnlich empfahl sich Seehausen. Seine Gedanken waren zu sehr beschäftigt, er mußte mit sich allein sein. Mit bittendem Blick reichte die Gräfin ihm die Hand; es machte sie traurig, daß der Freund so offenbar mißgestimmt von ihr schied.

Fürst Broinski wich nicht von der Seite seiner schönen Cousine, er widmete ihr die zuvorkommendste Aufmerksamkeit. Immer seltener wurden die Besuche Leopold's von Seehausen bei der Gräfin Gleichenstein; eine unüberwindliche Abneigung gegen den Vetter Lodoiska's hielt ihn fern. Seehausen glaubte in dem Fürsten einen berechnenden Menschen zu erkennen, und ihm bangte vor der Zukunft seiner „Freundin“, falls diese ihr Geschick wirklich unloslich an das ihres Verwandten ketten sollte. Immer weniger zweifelte er daran, daß er dem Fürsten schon — und zwar in wenig erfreulicher Weise — begegnet, daß er damals schon eine markirte Abneigung gegen ihn empfunden; doch die näheren Umstände vermochte er seinem Gedächtniß nicht mehr zurückzurufen. Hauptsächlich mochte dazu wohl beitragen, daß der Name „Broinski“ ihm gänzlich fremd klang, daß sein Gedächtniß, so sehr er es auch anstrengen mochte, ihm in dieser Hinsicht keinen Anhaltspunkt geben wollte. Allerdings wußte er, daß Lodoiska eine geborene Prinzessin Broinska war, einen Mann dieses Namens jedoch je gekannt zu haben, konnte er sich nicht erinnern.

Der treue Freund jürnte der Gräfin, daß sie um des bestechlichen Neußern willen dem Fürsten so blindlings vertraue; doch dieser war ja ihr nächster Verwandter und selbst ihr noch ein Fremder.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Kunstgewerbliche Skizzen.

I.

Kunst und Kunstgewerbe. Stil. Ornament.

Der Begriff „Kunstgewerbe“, vor zwanzig Jahren noch kaum bekannt, ist heute, am rechten und un rechten Orte angewandt, ein mächtiger Faktor unserer modernsten Kultur geworden. Allüberall regt es sich mächtig, um den verrotteten Zuständen unseres Gewerbes ein Ende zu machen und demselben wieder zu dem Ansehen zu verhelfen, welches es einst genossen, es wieder einzu-

setzen in die Rechte, die ihm im Laufe der letzten 150 Jahre entzogen sind.

Dem Volk, welches mit par excellence als das „Kunstvolk“ anzusehen pflegen, den Griechen, war eine Scheidung von Kunst und Kunsthandwerk unbekannt. Ihnen war die Kunst ein Lebensbedürfniß, welches mildere Sitten mit sich brachte, die Leidenschaften jänstigte und den Blick über die Bedürfnisse materieller Existenz hinaus auf höhere Ziele lenkte — mochte sie nun in den Werken eines Phidias oder Apelles, in den Bauten eines Aktinos oder in

den bescheidenen Geräthen täglichen Lebensbedürfnisses ihnen entgegenzutreten. Ja, die Kunst in ihrer elementaren Bedeutung, als Verzierung des praktisch Nützlichen ist und war, soweit unsere heutige Kenntniß reicht, keinem Volk, mag es noch so roh sein, unbekannt, es findet sich selbst nicht die Berechtigung zur Annahme, daß ein Volk in seiner Thätigkeit ausschließlich den Gesichtspunkt des Nützlichen verfolgt hätte. So sehen wir denn, daß die Sitte, das zum Leben Nothwendige mit Anmuth zu zieren, so alt ist, wie die Menschheit, und daß selbst in frühesten Zeiten nicht getrennt war, was auch in der Natur nicht getrennt ist: Zweck und Schönheit. Erst allmählich schied sich die „hohe Kunst“ von der „Kunstindustrie“, letztere wurde schließlich zum einfachen „Gewerbe“ degradirt. Der Zweck wurde das leitende Motiv in allen gewerblichen Erzeugnissen, der Nutzen trat mit roher Präension hervor. Dies ging Hand in Hand mit der fabrikmäßigen Erzeugung der Geräthe des täglichen Gebrauches und der alle Schwierigkeiten überwindenden Technik, welche sich über die den Stilen bedingenden Eigenschaften der Rohstoffe hinwegsetzte.

Erst die Weltausstellung von 1851 in London rüttelte die Völker Europas auf, zeigte uns den verwahrlosten Zustand unserer Gewerbe, vor Allem die Verkommenheit der ornamentalen Künste, und wies die Ueberlegenheit der orientalischen Völker auf diesem Gebiete. Seitdem ist man allerorten bestrebt, diese Zustände zu reformiren und Staat und Kommunen wetteifern darin miteinander.

Es handelt sich aber im Wesentlichen darum, das Gewerbe zum Kunstgewerbe auszubilden; so einfach dies klingt, so ergeben sich in der Praxis doch gleich Schwierigkeiten in Betreff der Grenzen zwischen Kunst und Kunstgewerbe, welche durchaus nicht fest stehen oder unverrückbar sind. — Wenn die Werke der hohen Kunst nichts Anderes sein wollen, als schöne Dinge, und keinen andern Zweck haben, als das Schönheitsgefühl zu befriedigen, so soll das Kunstgewerbe das den praktischen Bedürfnissen der Menschen Dienende durch die ihm angepaßte Form und Verzierung veredeln. Nun genügt aber die Baukunst z. B., die doch unbestritten als „hohe Kunst“ neben Bildhauerei und Malerei steht, in den meisten Fällen einem praktischem Zwecke, indem bald die Nützlichkeit der Schönheit, bald das Schöne dem Nutzen dienbar ist. Ebenso fällt auf freitragendes Gebiet eine plastische Figur, welche als Brunnenfigur Wasser ausgießt, oder ein Gemälde, welches in eine Nische eingelassen wird: beide müssen sich dann gewissen tektonischen Bedingungen fügen. Auf der andern Seite sind ein gewöhnlicher Topf, ein Tisch oder ein Stuhl keinen an und für sich keine Produkte des Kunsthandwerks; sie werden es aber, sobald der Töpfer seinem Gefäß eine gefällige Form giebt und ornamentirt, wenn der Tischler den Tischfuß künstlerisch gestaltet, falls der Weber die glatte Fläche der Weinswand durch Musterung künstlerisch zu beleben versucht. Kurzum, es kommt im Wesentlichen nicht darauf an, daß Schmuck vorhanden ist, sondern darauf, wie derselbe beschaffen ist an sich und im Verhältniß zu dem geschmückten Gegenstand.

Die erste Regel für die Kunstindustrie, die erste Bedingung einer silbollen Arbeit, ist daher die, daß der Schmuck eines Gegenstandes seinem Zweck entsprechend sei und daß durch denselben die Benutzbarkeit nicht aufgehoben wird. Von einem Teller, auf welchen Reliefs gepreßt sind, kann man nicht

essen, und an eine Stuhllehne, die mit erhabener Schnitzerei verziert ist, kann man sich nicht anlehnen. Auf der andern Seite ist es eine Geschmacklosigkeit, der man heutzutage leider recht oft begegnet, Schreibzeuge, Schalen, Lampenfüße und alles mögliche Andere mit kriegerischen Emblemen zu verzieren; dergleichen gehören an Waffen, Waffenhalter und ähnliche Geräthe. Ebenso unverständlich ist es, Taschentücher mit Bildern zu bedrucken oder bildliche Darstellungen in Teppiche zu weben, auf welche man dann mit Füßen tritt; beides kann man täglich sehen. Endlich ist es widersinnig, den Stoff, aus welchem ein Gegenstand besteht, zu verbergen, indem man z. B. Porzellan derart bemalt, daß es aussieht wie Holz.

Als zweite Hauptregel gilt, daß bei einem Kunstergzeugniß die Eigenart des Materials in vollem Maaße berücksichtigt wird. So verlangt z. B. ein Gitter aus Schmiedeeisen eine ganz andere Behandlung als ein solches aus Gußeisen. Während der Guß gewisse feste der Steinarbeit sich nähernde Ornamente gestattet, muß bei der Schmiedetechnik das Biegen, Strecken, Ausziehen der Ornamentranken, das Ausschmieden der Blätter, die Verbindung durch Schweißen, Durchstecken und Anbinden als charakteristisch gelten. Eine Kanne aus Bronze wird eine ganz andere Form haben müssen, als eine solche aus Thon; erstere wird sich auf leichtem Fuß mit scharf und elegant geschwungenem Bauch und fein gebogenem Henkel erheben, da die große Dehnbarkeit und Festigkeit des Materials dies zuläßt; letztere wird auf breitem Fuß mit massigem Henkel zu bilden sein, da das zerbrechliche Material plumpere Formen bedingt.

Die dritte Hauptregel ist die Vertheilung des Ornaments, welches streng den Hauptformen des Gefäßes anzupassen ist. Bei einem Teller z. B. muß die Dekoration so eingerichtet sein, daß sich der Rand von dem Spiegel unterscheidet; die Verzierungen des Bauches, Halses, Fußes und der Henkel einer Vase werden wesentlich verschieden sein müssen. Was die Ornamente selbst angeht, so können die Motive der gesammten belebten und unbelebten Natur entnommen werden: Blumen und Früchte, Muscheln und Schmetterlingsflügel; Thiere und Eier, Bänder und selbst die menschliche Gestalt können verwendet werden. Aber niemals darf die Ornamentik die Täuschung hervorrufen, als lägen z. B. Blumen oder Muscheln auf einem Teller oder als tröcknen Thiere auf den Tapeten herum. Sie soll die Natur nicht kopiren, wie sie ist, sondern „wie sie sein sollte“, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht“, um mit Lessing zu reden. Wir erkennen an jedem Naturerzeugniß eine gewisse Grundform, welcher dasselbe zuzustreben scheint, die es aber nicht erreicht: der widerstrebende Stoff hat es zur vollen Regelmäßigkeit nicht kommen lassen! Sobald aber zum Schmuck eines Gegenstandes ein Motiv der Natur entlehnt wird, können wir es mit seinen Zufälligkeiten nicht gebrauchen, sondern müssen es in der reinen und regelmäßigen „Grundform“ verwenden. Diese Umwandlung resp. Rückführung auf das ideale Vorbild der Naturprodukte nennen wir „stilisiren“. Endlich ist aber als ein wichtiges Erforderniß eines Kunstergzeugnisses zu betrachten, daß Form, Färbung und Verzierung unter sich nicht in Widerspruch stehen, d. h. daß alles einem bestimmten Stil angehört. Ueber diese zweite Bedeutung des Wortes Stil das nächste Mal. P.

Ueber den diesjährigen großen Kometen der südlichen Halbkugel.

M. Z. Der von Gould zu Cordoba (Südamerika) vor etwa zwei Monaten entdeckte Komet erregt die Aufmerksamkeit der Astronomen in ungewöhnlichem Grade, seitdem verschiedene Berechner der Bahn (Copeland, Hind, Weiß) gefunden haben, daß derselbe mit dem großen Kometen von 1843 identisch ist. Weiß vermuthet auch sogar die Identität mit den Kometen von 1106 und 1511. Einige neue Gesichtspunkte, die sich dadurch noch außerdem eröffnen, sind meines Wissens noch nirgends zur Sprache gekommen. Sie sind von allgemeinerem Interesse und dürften daher auch bei dem Leser einige Beachtung finden. Zuvor sei jedoch noch erwähnt, daß Daugier, Mauvais, Henderson und andere Astronomen auch die Identität mit der Erscheinung von 1668 sehr plausibel gemacht haben, indem sie nachwiesen, daß die Beobachtungen mit der Bahn von 1843 in befriedigende Uebereinstimmung zu bringen sind.

Es mußte nun sofort den Berechnern die Frage sich aufdrängen, weshalb so glänzende Erscheinungen, wie sie die Kometen von 1668, 1843 und 1880 trotz der Unbedeutendheit ihres Kopfes

wenigstens für eine kurze Zeit gezeigt haben, weil sie in die Nähe der Sonne kamen (dergleichen ist auch außerdem schon dagewesen), bei so kurzer Umlaufzeit nicht häufiger gesehen worden sind. Gould und Weiß glauben diesen wirklich auffallenden Umstand aus der für die zahlreicheren Sternwarten der höheren Breiten im Allgemeinen ziemlich ungünstigen Lage der Bahn erklären zu können. Aber was man für die letzteren gelten lassen kann und gelten lassen muß, wie z. B. es unmöglich gewesen ist, den Kometen bei der diesjährigen Erscheinung in unseren Breiten aufzufinden, das gilt nicht mehr von den tropischen und subtropischen Ländern mit ihren vorwiegend klaren Nächten; und diese Länder sind seit Jahrhunderten von Europäern bereist und kolonisiert worden. Man bemerkte noch, daß seit dem Jahre 1378 keine einzige der durchschnittlich in Beziehung auf Schweifentwicklung weniger auffallenden Erscheinungen des Halley'schen Kometen unbemerkt geblieben ist, obgleich derselbe vor Halley immer unangemeldet kam, dann wird man es durchaus nicht wahrscheinlich finden, daß der Komet von 1668, 1843 und 1880 zwar alle

36 Jahre und 11 Monate wiederkehrt, aber meist nirgends von den Augen gebildeter Menschen gesehen worden sei. Eine andere Erklärung bietet sich ungesucht, die denkbar natürlichste: Der Komet ist zwischen 1668 und 1843 überhaupt nicht in seiner Sonnennähe gewesen, jetzt aber schon nach rund 37 Jahren zurückgekehrt, weil er bei jedem Umlaufe einen Theil der Sonnenatmosphäre durchschneiden muß und in Folge des hierbei erlittenen Widerstandes seine Umlaufszeit bedeutend abkürzt.

Bei Bestimmung von Dertern dieses Kometen zum Zweck von Vergleichen bedient man sich jetzt gewöhnlich der von Hubbard für die Erscheinung des Jahres 1843 berechneten Bahnelemente, welche einer Umlaufszeit von 500 Jahren entsprechen, ohne daß sich für diese Umlaufszeit eine frühere Erscheinung fände. Es dürfte aber für die hier anzustellen den Betrachtungen vortheilhafter sein, von einem Elementensysteme auszugehen, welches nicht bloß allen Beobachtungen der Erscheinungen von 1843 und 1880 sich anschließt, sondern auch außerdem der von 1668, sobald man die Umlaufszeit auf 175 Jahre erhöht; es ist dies das folgende, auf das mittlere Aequinoctium von 1843 bezogene:

Durchgang durch das Perihel

1843 Februar 27.	9 h. 4 m. 12 s. m. berl. Zeit.
Länge des Perihels	278° 17' 55"
Länge des austr. Knotens	357° 55' 26"
Neigung der Bahnebene geg. d. Eklipt.	36° 19' 53"
Kleinster Abstand von der Sonne	0.00601009
Eccentricität d. Bahn	0.999457
Umlaufszeit	36 Jahre 11 Monat
Bewegung	Retrograd.

Für den Abstand von der Sonne ist hier der Halbmesser der Erdbahn die Einheit. In geographische Meilen umgerechnet beträgt der kürzeste Abstand vom Mittelpunkte der Sonne 119,273, während der Sonnenball einen Halbmesser von 92,557 Meilen hat. Der Komet nähert sich also der Sonnenoberfläche bis auf rund 26,700 Meilen, während Protuberanzen der Sonne schon eine Höhe von 60,000 Meilen erreichen und die sogenannte Corona sich bis mindestens 100,000 Meilen erhebt. Wie man nun auch über die Natur der Corona denken möge, leerer Weltraum ist sie doch ganz gewiß nicht, also eine Atmosphäre der Sonne, von der, besonders die ungeheure Geschwindigkeit des Kometen (72.07 geogr. Meilen in der Sekunde) in Betracht gezogen, ein beträchtlicher Widerstand zu erwarten ist. Da nun dieser Widerstand die Periheldistanz fast ungeändert läßt, während er die Umlaufszeit bedeutend abkürzt, so kann man aus dieser Abkürzung die Größe des bei dem Periheldurchgang erlittenen Geschwindigkeitsverlustes berechnen oder doch wenigstens mit großer Annäherung schätzen. Um zu erklären, daß die Umlaufszeit von 175 Jahren auf 37 verkürzt worden, genügt es, daß obige Geschwindigkeit von 72.07 geogr. Meilen in der Sekunde bei jedem Periheldurchgang um 0,060,847 oder nahezu $\frac{1}{17}$ Meile verringert wird. Der Widerstand erweist sich demnach sogar noch erstaunlich gering.

Man kann nun weiter fragen, wie groß bei gleichem Betrage des Widerstandes die nächste Umlaufszeit vor 1668 gewesen sei. Es führt dies allerdings bei obiger Periheldistanz von 0.00601009 oder 119,270 geographischen Meilen schon auf eine hyperbolische Bahn, vermindert man aber jenen Abstand um den verhältnißmäßig höchst geringfügigen Betrag von 11.2 Meilen, so erhält man 2039 Jahre Umlaufszeit und wird auf die Erscheinung des Kometen von 371 v. Chr. zurückgeführt, den Aristoteles beobachtet hat. Pingré hat aus diesen Beobachtungen, die eine große Genauigkeit ja allerdings nicht besitzen konnten, Elemente abgeleitet, deren Ähnlichkeit mit denen des Kometen von 1843 schon früher aufgefallen ist. Nur die Länge des Perihels stimmt nicht befriedigend, aber grade dieses Element bot unter vorliegenden Umständen für Pingré besondere Schwierigkeiten. Außerdem war es überhaupt zu Pingré's Zeit mit den Rechnungsmethoden für Kometen noch ziemlich dürftig bestellt; denn diese sträubten sich länger als die Planeten gegen eine derartig geordnete Buchführung, wie etwa die Montenegriener sich sträuben würden, sollten bei ihnen Katastervermessungen und Steuerregister eingeführt werden. Es wäre jetzt von erhöhtem Interesse, die Beobachtungen des

Aristoteles den heutigen vervollkommeneten Methoden zu unterwerfen, weil nach Knotenlänge, Neigung der Bahn, Periheldistanz und Sinn der Bewegung beurtheilt, in Verbindung mit Anderem, die Identität des diesjährigen Kometen mit jenem alten ziemlich wahrscheinlich ist.

Eine immer gleiche Geschwindigkeitsabnahme im Perihel vorausgesetzt, was aber wohl nicht vollkommen zutreffen wird, dürfte die nächste Umlaufszeit nur 17 Jahre 6 Monate betragen, so daß also schon in 1897 ein Wiedererscheinen zu erwarten wäre.

Durch ein Spiel des Zufalls kommt der große und berühmte, in gewisser Beziehung epochemachende Komet des Jahres 1680 der Sonne fast eben so nahe; denn nach Ende's sorgfältiger Rechnung beträgt die Periheldistanz nur 0.00623390 und er wird also ebenfalls Widerstand erleiden, wonach auch hier eine bedeutende Abkürzung der Umlaufszeit, vielleicht schon in nächster Zeit eine Wiederkehr erwartet werden dürfte.

W. Klinkerfues, Professor.

* Mit Bezug auf die neue Orthographie finden wir in einem sächsischen Blatte folgenden Herzenbergzug:

Die falsche Feigheit ist zwar sehr schön,
Doch mich erfüllt mit frohem Fanatismus,
In die Ordbücherei erpflüzt zu sein
An Keenes Büchlein Badiquarismus!
Und hat ercht 'ne Rechtschreibung ganz per se
Alleine jeder falschte Staat, Root wech es!
Ich sag's mit Stolz: mir Sachen brauchen zwee —
'ne harte und 'ne weech, ai Hercheses!

* Eine Dichterbeichte. „Dichter beichten nicht gern in Prosa“, desto lieber aber in Versen. Alles, was an Freud' und Leid ihre Brust durchzieht, findet in „Belegenheitsgedichten“ seinen Ausdruck. Kaum aber dürfte in der Literatur ein Seitenstück und begeben zu der Beichte, in welcher ein bekannter Dichter des vorigen Jahrhunderts, Matthias Claudius, von seiner Sehnsucht nach einem „Stammhalter“ poetische Kunde gab. Als seine — um nur die bedeutendsten ihrer vielen Verehrer zu nennen — von Herder, Lessing, Klopstock, Fr. H. Jakoby, Voß vielgefeierte, treffliche Gattin Rebekka, von der es im „silbernen W-B-G“ heißt:

„Rebeka wählen ist Geschmäck,
Nicht wahr, Kollege Jaak?“

ihn hintereinander mit fünf Töchtern beschenkt hatte, kleidete er sein Sehnen nach einem Knaben in die schalkhaften Verse:

„Ist gar ein holder Knabe er!
Als ob e's Bild der Liebe wär.
Sieht freundlich aus, und weiß und roth,
Hat große Lust an Butterbrot,
Hat blaue Augen, gelbes Haar,
Und Schelm im Nacken immerdar
Hat Arm' und Beine, rund und voll!
Und alles, wie man's haben soll;
Nur eines fehlt dir, Ueber Knabe!
Eins nur: daß ich dich noch nicht habe.“

Wir wünschen allen unsern Lesern, sagt das „Brandenburgische Provinzialblatt“, dem wir diese Beichte entnehmen, die solchen Verlangen aus eigener Erfahrung kennen, daß ihnen auch des Dichters Schicksal beschieden sei: Seine Rebekka erfreute ihn nach den fünf Töchtern noch mit vier Söhnen.

* Der Telegraph als Photograph. In Nordamerika will man wieder eine ganz außerordentliche Erfindung gemacht haben — nämlich die Benützung des elektrischen Stromes zur Erzeugung von Lichtbildern auf weite Entfernungen. Ein gewisser Dr. H. C. Wilds in Bethlehem im Staate Pennsylvania hat einen Apparat, den er Diaphote nennt, konstruiert, mit Hilfe dessen ein Spiegel an einem Ende einer telegraphischen Leitung das Bild eines Gegenstandes zeigt, das sich vor einem Spiegel am entgegen-gesetzten Ende des elektrischen Drahtes befindet. Von diesen Spiegeln ist der eine aus Selenium und Chromium, der andere aus Selenium und Silber-Jodid hergestellt — Substanzen, die sehr empfindlich gegen das Licht und die Hitze sind — und jeder Spiegel ist überdies aus einer Anzahl kleiner Platten zusammengesetzt, deren jede durch einen Draht mit der korrespondierenden Platte des andern Spiegels verbunden ist. Der Aufnahmespiegel befindet sich in einer dunklen Kammer und empfängt das Bild eines beliebigen Gegenstandes von Außen durch eine Linse. Die verschiedenen Abstufungen von Licht und Farbe, die auf die einzelnen Platten dieses Spiegels fallen, beeinflussen den elektrischen Strom in den verbindenden Drähten und bewirken dadurch Veränderungen in den korrespondirenden Platten des Reproduktions-Spiegels, der in Folge dessen ein Bild des Objektes vor dem Aufnahmespiegel zeigt. Bei einer jüngst von dem Erfinder vorgenommenen öffentlichen Produktion des Apparats, wobei sich der Aufnahmespiegel in einem Zimmer unter dem Saale befand, wo das Publikum versammelt war, wurden die verschiedenartigsten Gegenstände — so z. B. eine Uhr, ein Doller, ein Apfel, ein Federmesser, ein bedrucktes Blatt Papier u. s. w. — vor den Aufnahmespiegel gebracht und wurden alsbald auch in dem zweiten Spiegel sichtbar. Als schließlich das Gesicht einer lebendigen Katze so im telegraphischen Abbild sich zeigte, brachen alle Anwesenden in enthusiastischen Beifall aus. Man hofft, mit Hilfe des elektrischen Stromes und empfindlicher Spiegel photographische Aufnahmen entfernter Objekte bewerkstelligen zu können. Gleichzeitig zeigt ein Professor der Universität Cambridge, Namens G. Middleton, in der „Times“ an, daß er schon früher einen ähnlichen Apparat konstruiert habe, den er als „elektrisches Telekop“ bezeichnet.